

DAS LAND, IN DEM METAPHERN BESTRAFT WURDEN

Grenzen und Begrenzungen Albaniens und der albanischen Schriftsteller

von Visar Zhiti

Albanien ist das vielleicht einzige Land auf der Welt, das an sich selber angrenzt, an Gebiete mit seinem eigenen auseinandergerissenen Volk. Wir glauben, daß dies die Realität ist, so fühlen wir uns. Das ist unser Komplex, unsre Pein und unser Stolz, etwas, das inzwischen so selbstverständlich zu uns gehört wie die Nationalhymne oder ein verstümmeltes Glied, und wir haben sogar schon vergessen, daß wir so sind. Aber für ein kleines Land bedeutet Mangel einen Grund zum Stolz und für das Bestreben, alles zur Legende zu machen.

Wenn man neben seinem eigenen Volk lebt, müßten die Grenzen eigentlich weich sein, einladend wie die Tür zu des Bruders Haus, doch für uns waren sie ganz im Gegenteil roh und abweisend, Schwellen zum Massaker.

Nach fünfhundert Jahren osmanischer Herrschaft gewann Albanien Anfang des 20. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit, doch dabei wurden große Stücke von ihm abgetrennt. Daß es noch einmal davonkam, nicht alles verlor, war auch der österreichisch-ungarischen Diplomatie und ihren Schachzügen zu verdanken. Das glauben die Albaner, und davon zeugen auch ihre Volkslieder.

An den nördlichen und nordöstlichen Grenzen ist zusammen mit den Albanern Montenegros und Kosovos auch das uralte Epos der Recken zuhause, durch die albanischen Dörfer Makedoniens im Südosten verläuft in Gegenrichtung zu den Flüssen

die verödete Via Egnatia, die einst Rom mit Konstantinopel verband, während im Süden heiße Glut zu spüren ist, die Asche eines Trojas anderer Art, der Çameraia, des Quells der Wiegenlieder, der Liebesverse.

Wenn Albaner an Grenzen denken, haben sie das blutige Bild von Stacheldrahtzäunen vor sich, die nicht passiert werden durften. Die kommunistische Diktatur ließ sie durch schwerbewaffnete Soldaten bewachen, aber auch durch die Literatur des Sozialistischen Realismus. Die Grenzen des Vaterlands sind heilig, sagte man uns, wir geben unser Leben, um sie vor den Feinden zu schützen, aber mehr noch schützten wir sie vor uns selbst, die wir sie nicht passieren durften. Es gab Mutige, die flohen, weil sie dem schrecklichen Eingesperrtsein entgehen, Europa, die Welt, die Freiheit sehen wollten, lesen, was man uns verboten hatte, schreiben, was und wie es ihnen gefiel.

Albaner starben an den Grenzen, lebend und tot wurden sie durch den Lehm geschleppt, den Schnee und das kollektive Bewußtsein, wo sie blutige Spuren hinterließen.

Man ließ uns nicht leben, während wir ums Überleben rangen und die Metapher noch einmal zu erfinden suchten. Um der Diktatur standzuhalten, zu widerstehen. Die Diktatur wiederum bediente sich der Antimetapher als Zusatzaggregat zu ihrer Gewalt gegen alles, bestrafte nicht nur Autoren, sondern auch Bücher, sogar die Leser, gleich wo die Metapher sich zeigte, wenn sie ihr nicht gefiel. Albanien ist das einzige Land, in dem Menschen um der Metapher willen im Gefängnis landeten. Ich bin ein Beispiel dafür.

Deshalb hätte ich gern, daß von unserer blutbefleckten Metaphern oder vom Blut der Metaphern berichtet würde, Poeten-

lymphe, oft vergessen, noch öfter geleugnet, aber auch geheiligt.

Die offizielle albanische Literatur der Diktatur hat sich eher mit dem metaphorischen Soldaten und seiner metaphorischen Waffe beschäftigt, martialischen Liedern, sie hat die Gewalt verherrlicht, obgleich man unseren schlaunen Übersetzer druckte und Bertolt Brecht und seinen „Kälbermarsch“, der extra für uns geschrieben worden zu sein schien:

*Hinter der Trommel her
Trotten die Kälber
Das Fell für die Trommel
Liefen sie selber.*

Dann wurde, in einem sozialistischen Land, Brecht verboten, obgleich Sozialist, ebenso Sartre als Revisionist, das Groteske bei Majakowski als realistisch im Übermaß, Stefan Zweig als Bourgeois, Dostojewski als großer Pessimist, Nietzsche, Freud – strengstens verboten, nur warum, das wußte man nicht.

Verboten waren auch albanische Schriftsteller, solche, die im Westen studiert hatten, dem kommunistischen Staat der Diktatur des Proletariats nicht gefielen und ihrerseits mit dieser Art Staat nicht einverstanden waren. Einen Teil davon steckte man ins Gefängnis, wo sie umkamen, wenn der Staat sie nicht gleich umbrachte. Den Rest brachte die literarische Methode des Sozialistischen Realismus um. Nach Auffassung der Staatspartei war es Sache der Arbeiterklasse, die Literatur zu korrigieren. Der größte albanische Poet, Lasgush Poradeci, Laureat in Österreich, verurteilte sich selbst dazu, fürderhin nicht mehr zu schreiben, womit er das traurigste, freudloseste Poem erschuf, die man sich vorstellen kann, das des Schweigens.

Die Jüngeren, die auf ihn folgten, revolutionierten die Poesie. Sie versahen die Literatur mit aus der Sowjetunion und später aus China importierten Ersatzteilen wie einen Traktor. Pegasus, habe ich einmal geschrieben, machten sie zum Karrengaul in einer landwirtschaftlichen Genossenschaft und ließen ihn Stroh befördern.

Doch hatte die albanische Literatur auch ihr Gefängnis, wo paradoxerweise die (verwundete) Freiheit wohnte. Ich spreche vom heimlichen Schreiben in den Gefängnissen und Internierungslagern, oder von dem, was in Schubladen verschwand und erst im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts ans Licht kam, den Gespenstern, bei denen man noch nicht recht weiß, was man von ihnen halten soll. Man hat Angst vor ihnen, argwöhnt, sie seien aufgetaucht, um die albanische Literatur abzulösen oder doch die Hierarchie der Werte durcheinanderzubringen. Doch die Gefängnisliteratur brachte, als sie kam, nur sich selbst ... Wenn es kein Papier gab, schrieb man auf dünne Blättchen Zigarettenpapier, so wie Professor Arshi Pipa, der dann damit in die USA floh, oder auf das grobe Papier leerer Zementsäcke, wie zum Beispiel Robert Vullkani. Man gab vor, im Auftrag der Gefängniscommandantur Übersetzungen zu verfertigen oder schrieb Geschichten mit Sklaven (wie wir es waren), die in der Vergangenheit spielten, wie Kasem Trebeshina, oder verlegte die Handlung in eine andere Diktatur, etwa die nazistische, wie Pjetër Arbnori in seinen Novellen. Auf die gleiche Weise verfuhr aber auch der weltbekannte Autor Ismail Kadare, wenngleich nicht in einer Zelle, sondern in seinem gut ausgestatteten Arbeitszimmer in Tirana. Wenn uns alles fehlte, nicht nur das Papier, sondern auch Licht, dachten wir uns im Dunkeln Gedichte aus, wie der Dichter Frederik Reshpja oder auch ich. Was wir geschrieben hatten, versteckten wir – in unseren Strohsäcken, unter der Erde,

in den zerrissenen Beuteln mit unseren Kleidern oder den kargen Nahrungsmitteln. Das gleiche tat auch Ismail Kadare: er schloß seine Manuskripte in einem Banktresor in Paris ein.

Die Diktatur stürzte, auf daß auch diese literarischen Geheimnisse bekannt und die Metapher von ihren Fesseln befreit würden. An den Grenzen rissen die Bauern aus der Nachbarschaft die Stacheldrahtverhaue nieder, um daraus Gartenzäune zu fertigen – eine balkanisch-ländliche Spielart des Schleifens der Berliner Mauer. Man gestattete die Gründung von immer neuen politischen Parteien, aber auch privaten Verlagen. Und etwas ganz Erstaunliches geschah: Mit altgedienten Feinden des Kapitalismus begann Albanien den Kapitalismus aufzubauen. Auch Konvertieren kann ein Sieg sein.

Auf den ersten Blick herrscht in der albanischen Literatur heute eine Vielfalt von Blickwinkeln und Schreibweisen, doch mangelt es an Vollendung, eher als von literarischem Reichtum wäre von Chaos zu reden. Die jetzt Dreißig- oder Vierzigjährigen glauben, alles in der Literatur, das aus der Vergangenheit stammt, sei wertlos und müsse weggeräumt werden, damit sie selber und das Bessere, das sie schreiben, das Moderne, Europäische, Neue und Grundlegende angemessen in Erscheinung treten. Inzwischen ist auch die aus dem Gefängnis hervorgegangene Literatur real und metaphorisch, auch wenn sie offiziell noch keine Anerkennung gefunden hat oder sogar geringgeschätzt wird, und es ist zudem ein Rest der Literatur übrig, die zusammen mit der Diktatur ins Gefängnis des Vergessens geriet, als das ganze kommunistische Imperium in sich zusammenstürzte. Die jüngste Generation der Schreibenden ist zugleich die sorgloseste. Heute sind die albanischen Schriftsteller frei, sie können schreiben, was und wie sie wollen, auch Wahnsinn ist erlaubt, und man teilt die Litera-

turpreise nach freiem Belieben untereinander auf, in einem Jahr erhält sie die eine Hälfte einer Gruppe von der anderen Hälfte der gleichen Gruppe, und im nächsten Jahr läuft es dann umgekehrt. Alles hängt vom politischen Kräfteverhältnis ab, davon, wer gerade an der Macht ist. Mehr als nach Werten giert man nach Ruhm. Und arbeitet an ihm. Eine Literaturkritik gibt es nicht. Die Schweigenden schweigen. Unversehens erscheint ein literarisches Meisterwerk, doch man weiß nichts oder will nichts davon wissen. Denn in Albanien herrscht nun eine andere Diktatur, die Diktatur der Armut, und die Grenzen setzt das Geld. Die Berliner Mauer ist der Rücken des anderen, hat ein albanischer Schriftsteller gesagt. Und die Übersetzungssucht hat uns gepackt. So weit sind wir schon, daß uns nicht mehr interessiert, wie wir schreiben, sondern wie wir übersetzt werden. Manche schreiben bereits in einer Fremdsprache, Italienisch oder Griechisch, Deutsch oder Französisch, in der Sprache des Landes, in das sie emigriert sind. Denn ein albanischer Schriftsteller zu sein, ist ein Kümmernis, du kommst aus dem ärmsten Land Europas, die Sprache ist zwar alt und schön, eine Sprache der Götter, wie man zur Zeit der nationalen Wiedergeburt sagte, aber sie wird nun einmal von höchstens neun oder zehn Millionen Menschen auf der Erde gesprochen. Und ob alle dieser Menschen sie auch lesen können, wissen wir nicht.

Albanien innerhalb seiner Grenzen, das sind bloß drei Millionen Einwohner, außerhalb seiner Grenzen ist es größer. Pro Tag werden etwas mehr als zwei Bücher veröffentlicht. Alles, und alles schnell und ohne Umstände. Ein zwölfjähriges Mädchen veröffentlicht seinen ersten Roman, ein Siebzjähriger (womöglich schon tot) seinen ersten Gedichtband. Doch die alarmierende Schreibwut wird von einer Krise des Lesens kon-

terkariert – die Zahl der Leser ist katastrophal zurückgegangen.

Obwohl ohne Leser, schreibe ich dennoch

murmelte ich vor mich hin, als ich verboten war. Das Gefängnis hatte ich hinter mir, aber schreiben durfte ich nicht, noch nicht einmal wählen.

Ich würde gerne etwas über mich selber sagen, das ist eine Erfahrung, die vielleicht auch anderes erklärt. Alle die Gedichte, die ich im Gefängnis auswendig gelernt oder heimlich aufgeschrieben habe, sind inzwischen veröffentlicht, bis auf einen Teil, der verloren gegangen ist oder den ich nach den Gefängnisrevolten, als alltäglich mit Repressalien gerechnet werden mußte, vernichtet habe. Auch, was von den Gedichten übrig ist, die mich damals ins Gefängnis brachten, ist gedruckt; der Band „Die Rhapsodie des Lebens der Rosen“ wurde damals eingezogen und vernichtet. Die Grenzen waren für mich eng gezogen und wogen so schwer wie die Eisengitter vor dem Zellenfenster oder der Draht, dessen Stacheln in unsere Seele drangen. Ich bemühte mich, sie zu zerbrechen. Das Gesetz verbot mir das Schreiben, aber ich hielt mich nicht an das Gesetz. Eine Expertise, die nicht von der Polizei, sondern von Mitgliedern des Schriftsteller- und Künstlerverbands Albaniens erstellt worden war, behauptete, meine Gedichte seien nicht nur pessimistisch (man durfte nicht verzweifelt sein, obwohl die Verhältnisse dementsprechend waren) und hermetisch, sondern auch gegen die Volksmacht. Aber dagegen war das Regime selbst noch viel mehr, es war gegen die Menschen. Jedenfalls wurde ich hermetischer unter Verschuß gehalten, als ein Gedicht hermetisch sein konnte. In der Gefängniszelle merkte ich, wie die Poesie sich von der Prostituierten, die mich

denunziert hatte, in eine Heilige verwandelt, die mich am Leben erhielt. Genauso war es. So gut ich konnte, schuf ich, überall, schrieb heimlich auf, was in meinem Kopf entstanden war, legte Zeugnis ab, berichtete, hielt mein Vermächtnis fest. Doch die Wahrheit reicht darüber hinaus. Ich schuf, weil ich das lebendige Gefühl des Menschen erdenken wollte, das schöne Gefühl, das Gefühl der Hölle, das verbotene Gefühl. Wenn ich schuf, gewann ich meine Freiheit, die Maschinenpistole des Wächters wurde bedeutungslos. Mein Geist überwand schlafwandlerisch die Stacheldrahtzäune und flog frei umher, wenn auch als Engel mit gebrochenen Flügeln. Wenn man schafft, ist man allein, ist man nirgends und zugleich überall, bei allen Dichtern dieser Welt.

Glücklicherweise sterben Diktaturen rascher als Dichter, auch wenn ein Dichter vor der Diktatur sterben mag. Ein Protagonist meines jüngsten Romans „Gott rückwärts und die Geliebte“ läuft fort, ist ständig auf der Flucht, man hat bei ihm die Liebe getötet, unter dem Arm trägt er ein Dossier, er möchte das ganze Vaterland vor Gericht bringen. Schließlich kommt er nach Wien, und in der Nacht des Jahrtausendwechsels beschließt er, fortan rückwärts zu gehen, in die entgegengesetzte Richtung, und er prallt mit allem zusammen, mit Menschen, Bäumen, Scheiben, Erinnerungen ... bis er sich endlich auch entschließt, zu sterben. Rückwärtsgehend fordert er die Niedertracht heraus. Es ist die Metapher der Grenzüberschreitung, selbst der Überschreitung der Grenzen des Lebens. Die Albaner möchten heute fliehen. Sie fordern das armselige Vaterland heraus, erschaffen instinktiv die Reiche neu, denen sie einmal angehört haben, von Alexander dem Großen bis heute. Und, ja, auch das Vereinte Europa. Schon ehe es zu ihnen kommt, suchen sie den Weg zu ihm.

Ich glaube, daß ein Schriftsteller keine Angst vor Grenzen und Barrieren haben muß, und auch nicht vor dem Bösen, selbst wenn es zum System erhoben worden ist. Sich in acht zu nehmen, ist etwas anderes. Aber vor einem muß er sich auf alle Fälle fürchten: vor der Literatur, vor dem, was er schreibt. Es ist eine göttliche Furcht.

In meinem Land fürchtet man sich von nichts, noch nicht einmal vor der Angst.

Rom, Januar 2007

Veröffentlicht in: Kosmos – Zeitschrift des österreichischen Kulturforums Berlin, Nr. 21/2007.